

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 19 (1929)

**Heft:** 39

**Artikel:** Südseegeschichten [Fortsetzung]

**Autor:** London, Jack

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645523>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

ben, sind wir hier bei 837 Meter über Meer an den Rand der syrischen Wüste gelangt.

Amman ist ein von mohammedanischen Auswanderern aus dem Kaukasus und von Arabern bewohntes Tschertessentädtchen. Schöne Ruinen im Innern des lebhaften Städtchens und das ausgedehnte Trümmerfeld der Hochstadt von Philadelphia auf dem nördlichen der umliegenden Hügel zeugen von einer großen Vergangenheit. Sie tritt noch am gleichen Abend vor unserer Augen beim Besuch der Hochstadt, die wir sofort nach unserer Ankunft ersteigen. Dort erregten die ohne Mörtel gefügten, teilweise erhaltenen, mächtigen Umfassungsmauern, der am südlichen Rand noch fest stehende Turm, die Überreste der Vorhalle eines Tempels, im Westen die Ruine der Sasanidenburg mit gut erhaltenen Seitentürmen und geschmiedevollen Ornamenten, die zuerst nordwestlich gelegenen Reste eines Kastells, viele mächtige Säulenstrünke, Ornamentstücke und andere Fragmente unserer Bewunderung, bis am feurig rot aufleuchtenden Abendhimmel die letzten farbenprächtigen Sonnenstrahlen verglommen und das rasch in Dunkelheit übergehende Zunachten begann. Sinnend gedachten wir beim Abstieg der herben Tragik, die aus dem Trümmerfeld der Akropolis von Philadelphia, aus den einsam in die neuen Zeiten ragenden Säulen, Colonnaden und sonstigen Bauwerken zu uns sprach. Es kam uns vor, wie wenn sich an den einstigen Prachtbauten so etwas wie „des Sängers Fluch“ erfüllt hätte. Was hingegen kein Fluch, nicht einmal der kräftigste Ostschweizerfluch aus der

Welt zu schaffen vermochte, das ist die Sangeslust unserer quafenden Mitgeschöpfe. Zaubertern uns doch vom Rande des unweit unseres Hotels vorbeifließenden Baches bis in alle Nacht hinein zahllose fröhliche Heimatklänge ins Ohr, die an Abwechslung und Tonfülle selbst das Geschmacke übertrafen, das mein verehrter, der Ruhe und Schweigsamkeit huldigende Herr Zimmerkollege bei unserer Einquartierung in ein Zweierzimmer so sehr zu befürchten schien.

Bis auf die Oasen, gebildet durch die fruchtbaren Hochebenen um Amman und die wasserreiche Talsenkung, worin das Städtchen an seinem seit Jahrtausenden unerschüttert alles Leben beherrschenden Bach liegt, erblickt man statt „duft'ger Gärten“ rings herum nur unfruchtbare Hügel und völlige Wüste. Die interessanten Ruinen gehören, gleich wie in den andern Städten der Decapolis, von welchem Städtebund auch im neuen Testament die Rede ist, verschiedenen Epochen an. Besonders schön sind diejenigen, die aus der römischen Kaiserzeit und aus der Zeit des Ptolemäus II. Philadelphia von Ägypten stammen, der die Stadt um 175 v. Chr. ausbaute und Philadelphia nannte. Früher hieß sie Rabbat Ammon und war ehemals die Hauptstadt der Ammoniter. Hier spielte jene berühmte Erzählung vom Tode des Urias, den David um der Bath-Seba willen mit dem verhängnisvollen Brief an den Feldherrn Joab schickte, der diese Stadt belagert und erobert hat (II. Sam. 11).

(Fortsetzung folgt.)

13

## Jack London / Südseegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

### Otoo, der Heide.

Das erstmal traf ich ihn in einem Ort, und obgleich wir den Ort auf demselben Schoner erlebten, bemerkte ich ihn erst, als das Schiff unter unsren Füßen zertrümmert war. Zweifellos hatte ich ihn mit der übrigen Kanonenbesatzung an Bord gesehen, aber seine Existenz war mir nicht zum Bewußtsein gekommen, denn die „Petite Jeanne“ war stark übersämt. Außer ihren acht oder zehn Kanonematrosen, dem weißen Kapitän, Steuermann und Supercargo und ihren sechs Rajütpassagieren fuhr sie von Rangiroa mit ungefähr fünfundachtzig Deckpassagieren ab — Baumotern und Tahitianern, Männern, Frauen und Kindern, jeder mit einer Riste, der Schlafmatten, Bettdecken und Kleiderbündel nicht zu gedenken.

Die Zeit der Perlenfischerei auf Baumotu war vorüber, und alles kehrte nach Tahiti zurück. Wir sechs Rajütpassagiere waren Perlenhändler. Zwei davon waren Amerikaner, einer war Ah Choon (der weißeste Chines), den ich gesehen habe), einer war Deutscher, einer polnische Jude, und ich machte das halbe Dutzend voll.

Der Fang war vom Glück begünstigt gewesen. Nicht einer von uns hatte Grund zu klagen, ebensowenig einer von den fünfundachtzig Deckpassagieren. Alles war gut gegangen, und alle konnten einer ruhigen, angenehmen Zeit in Papeete entgegensehen.

Natürlich war die „Petite Jeanne“ überladen. Nur siebzig Tonnen groß, hätte sie auch nicht ein Zehntel der Menge, die sie an Bord führte, aufnehmen dürfen. Unter ihren Luken war sie vollgepropft bis an den Rand mit Perlmutt und Kopra. Selbst der Gepäckraum war damit vollgepackt. Es war ein Wunder, daß die Matrosen überhaupt arbeiten konnten. Auf Deck konnte man sich kaum bewegen.

Nachts traten sie auf die Schläfer, die das Deck wie ein Teppich bedekten; sie lagen in zwei Schichten übereinander. Und dazu kamen noch Schweine und Hühner und Säcke mit Jams, während jede erdenklische Stelle mit Girlanden von Kokosnüssen und Bananenbündeln bekränzt war. Auf beiden Seiten, zwischen Bod- und Großwant, hatte

man Bardunen ausgespannt, gerade so hoch, daß der Vormastbaum auschwingen konnte, und an jeder dieser Bardunen hingen mindestens fünfzig Bananenbündel.

Die Ueberfahrt versprach nicht gerade angenehm zu werden, selbst wenn wir sie in den zwei oder drei Tagen machen, die man bei frischem Südostpassat brauchte. Aber er wehte nicht frisch. Nach den ersten fünf Stunden legte er sich mit einem Dutzend sähelnden Atemzügen. Die Stille währte die ganze Nacht und den folgenden Tag. Es war eine dieser schimmernden glasklaren Stillen, bei denen der Gedanke allein, die Augen zu öffnen und sie zu sehen, schon Kopfschmerzen verursacht.

Am zweiten Tage starb ein Mann — ein Ostatianer, einer der besten Lagunentaucher des Jahres — an Boden, obgleich es unerklärlich war, wie Boden an Bord kommen konnten, da an Land, als wir Rangiroa verließen, kein Fall bekannt war. Aber es stimmte, es waren Boden, ein Mann tot und drei andre angesteckt.

Es war nichts dabei zu machen. Wir konnten die Kranken weder isolieren noch für sie sorgen. Wir waren zusammengestaucht wie die Sardinen. Man konnte nichts tun als sterben und verfaulen — das heißt nach der Nacht, die dem ersten Todesfall folgte. In dieser Nacht verschwanden der Steuermann, der polnische Jude und vier eingeborene Taucher mit dem großen Walboot. Man hörte nie wieder etwas von ihnen. Am Morgen ließ der Kapitän sofort die übrigen Boote anbohren, und da sahen wir nun.

An diesem Tage gab es zwei Todesfälle, am nächsten Tage drei; dann sprang es auf acht. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie wir uns dazu verhielten. Die Eingeborenen verfielen in einen Zustand dumpfen, schlaffen Entsetzens. Der Kapitän — er hieß Doudoue und war Franzose — wurde sehr nervös und redete viel. Er bekam geradezu nervöse Zuckungen. Er war ein starker, fleischiger Mann, der mindestens zweihundert Pfund wog, und er wurde bald das getreue Bild eines zitternden geleebartigen Fettberges.

Der Deutsche, die beiden Amerikaner und ich kauften allen schottischen Whisky an Bord auf und waren andauernd betrunken. Die Theorie war prachtvoll: Wenn wir uns

beständig unter Alkohol hielten, so mußte jeder Bodenkleim, der mit uns in Berührung kam, sofort zu Schläde verbrannt werden. Und die Theorie wirkte, obgleich ich gegestehen muß, daß weder Kapitän Doudoue noch Ah Choon von der Krankheit ergriffen wurden. Der Franzose trank überhaupt nicht, während Ah Choon auf ein Glas täglich sich beschränkte.

Es war eine angenehme Zeit. Die Sonne näherte sich der nördlichen Deklination und stand uns direkt zu Häupten. Es gab keinen Wind, außer häufigen Böen, die mit Ungezügeln fünf Minuten bis eine halbe Stunde wehten und uns mit Regen überschütteten. Nach jeder Bö kam die schreckliche Sonne wieder und zog Dampfwolken aus dem durchnähten Deck. Der Dampf war nicht schön. Es war der Dampf des Todes, mit Millionen und aber Millionen von Reimen gesättigt. Wenn wir ihn von den Toten und Sterbenden aufsteigen sahen, tranken wir immer noch einen und meistens noch zwei oder drei besonders steif gemischte dazu. Auch machten wir es zur Regel, ein Extraläß zu nehmen, sooft die Toten den uns umschwärzenden Haien überlassen wurden.

So lebten wir eine Woche, und dann ging uns der Whisky aus. Es war gut so, denn sonst wäre ich heute nicht mehr am Leben. Um das, was jetzt folgte, zu überstehen, mußte man nüchtern sein, wie man zugeben wird, wenn ich die kleine Tatsache erwähne, daß nur zwei Menschen es tatsächlich überstanden. Der andre war der Heide — so hörte ich wenigstens Kapitän Doudoue ihn nennen, als ich zuerst von seiner Existenz Kenntnis erhielt. Aber darauf komme ich später zurück.

Am Ende der Woche, als der Whisky ausgegangen und die Perlenhändler nüchtern geworden waren, warf ich zufällig einen Blick auf das Barometer, das in der gemeinsamen Rajüte hing. Sein normaler Stand in Paumotu ist 29,90, und es schwankt gewöhnlich zwischen 29,85 und 30,00 oder sogar 30,05; aber was man jetzt sah: daß es auf 29,62 gefallen war, genügte, um den betrunknen Perlenhändler, der je Bodenbazillen durch schottischen Whisky eingeäschert hat, zu ernüchtern.

Ich lenkte Kapitän Doudous Aufmerksamkeit darauf, aber nur, um zu erfahren, daß er das Fallen bereits seit mehreren Stunden beobachtete. Es war wenig dabei zu tun, aber das wenige erleidete er in Anbetracht der Umstände sehr gut. Er zog die leichten Segel ein, reßte die andern, ließ Rettungsleinen ausspannen und wartete auf den Wind. Einen Fehler beging er erst, als der Wind da war. Er legte Badbord um, was südlich des Äquators richtig gewesen wäre, wenn — und hier lag der Hase im Pfeffer — wenn wir uns nicht direkt in der Bahn des Orkans befunden hätten.

Wir waren direkt darin. Ich konnte es am ständigen Wachsen des Windes und am ständigen Fallen des Barometers sehen. Ich wollte, daß der Kapitän wendete, mit dem Winde lief, bis das Barometer nicht mehr fiel, und dann beidrehte. Wir stritten uns darüber, bis er ganz rasend wurde, aber er wollte nicht nachgeben. Das schlimmste war, daß ich die andern Perlenhändler nicht auf meine Seite bringen konnte. Wer war ich denn, daß ich mehr von der See und ihren Tücken verstehen wollte als ein erfahrener Kapitän? Das war, wie ich wohl wußte, ihre Meinung.

Natürlich erhob sich mit dem Steigen des Sturmes ein entsetzlicher Seegang, und nie vergesse ich die drei ersten Seen, die die „Petite Jeanne“ übernahm. Sie war abgefallen, wie Schiffe manchmal tun, wenn sie beigedreht haben, und die erste See fegte eine glatte Bresche. Die Rettungsleinen halfen nur den Starken und Gesunden und nützten selbst denen nur wenig, denn Frauen und Kinder, Bananen und Kokosnüsse, Schweine und Reisetkisten, Kranke und Sterbende wurden als eine kompakte schreiende und kreischende Masse fortgespült.

Die zweite See füllte das Deck der „Petite Jeanne“ bis an die Reling, und als ihr Achtersteven sank und ihr Bug sich zum Himmel hob, rutschte der ganze elende Wirrwarr von lebenden und toten Gegenständen nach achtern. Es war ein Massstrom von Menschen. Kopf oder Füße voran, seitwärts, sich überschlagend, windend, drehend, krümmend, zum Knäuel gehallt, kamen sie. Hin und wieder faßte einer einen Pfosten oder ein Tau; aber das Gewicht der ihm folgenden Körper riß ihn wieder los.

Einen Mann sah ich, der mit dem Kopf gegen die Steuerbordreling geschleudert wurde. Sein Schädel zerbrach wie eine Eierschale. Ich sah, was kommen mußte, sprang auf das Rajütendach und von dort weiter in das Großsegel. Ah Choon und einer der Amerikaner versuchten, mir zu folgen, aber ich war ihnen einen Sprung voran. Der Amerikaner wurde wie ein Stückchen Spreu über den Stern gespült. Ah Choon faßte eine Speiche vom Steuerrad und klammerte sich daran fest. Aber eine stämmige Barafonga-Bahine (Frau) — sie wog mindestens zweihundert- und fünfundfünzig Pfund — tauchte hinter ihm auf und schlug ihren Arm um seinen Hals. Er packte den Kanalens-Rudergänger mit dem andern Arm, und gerade in diesem Augenblick krengte der Schoner nach Steuerbord.

Der Strom von Körpern und Wasser, der sich durch den Badbordgang zwischen Rajüte und Reling ergoß, machte jäh kehrt und wälzte sich nach Steuerbord. Weg waren sie — Bahine, Ah Choon und der Rudergänger —, und ich schwore darauf, daß Ah Choon mich mit philosophischer Gelassenheit angrinste, ehe er über die Reling ging und untersank. Die dritte See — die größte von den dreien — richtete nicht so viel Schaden an. Als sie kam, war fast alles in der Takelage. Auf Deck rollten vielleicht ein Dutzend keuchende, halbbetrunke und halbbetäubte Wesen herum. Einige versuchten, sich kriechend in Sicherheit zu bringen. Sie gingen über Bord, ebenso die Trümmer der beiden noch übrigen Boote. Die andern Perlenhändler und ich selbst brachten etwa fünfzehn Frauen und Kinder in die Rajüte und schlossen die Luken. Letzten Endes half es den Aermsten nicht viel.

Wind? Nach allem, was ich je erlebt hatte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß es so wehen könnte, wie es tat. Es war unbeschreiblich. Wie kann man ein Chaos beschreiben? So war es mit dem Wind. Er zerrte uns die Kleider vom Körper. Wenn ich zerrte sage, so meine ich es buchstäblich. Ich verlange nicht, daß man mir glaubt. Ich erzähle nur etwas, was ich gesehen und gefühlt habe. Es gibt Zeiten, da ich es selbst nicht glaube. Ich habe es überstanden, und das genügt. Man konnte dem Wind nicht lebend trocken. Es war unerhört, und das Unerhörteste war, daß er immer noch wuchs und wuchs.

Stellt euch ungezählte Millionen, Billionen Tonnen Sand vor, denkt euch, daß dieser Sand mit einer Schnelligkeit von neunzig, hundert, hundertundzwanzig oder sonst einer beliebigen Zahl von Meilen die Stunde vorwärts rast. Denkt euch ferner, daß dieser Sand unsichtbar und unsichtbar ist und doch das ganze Gewicht und die Dichte des Sandes besitzt. Stellt euch das vor und ihr habt eine schwache Ahnung, wie dieser Wind war.

Vielleicht ist Sand nicht der rechte Vergleich. Denkt ihn euch wie Schlamm, unsichtbar, unfassbar, und doch schwer wie Schlamm. Nein, es war noch schlimmer. Denkt, daß jedes Molekül eine ganze Schlammbank für sich ist. Dann versucht, euch den gesamten Druck dieser Schlammringe vorzustellen. Nein, es übersteigt meine Kraft. Die Sprache mag genügen, um den gewöhnlichen Lebensbedingungen gerecht zu werden, aber sie kann unmöglich schildern, was bei einem so ungeheuren Orkan vorgeht. Am besten wäre ich bei meiner ursprünglichen Absicht geblieben, eine Beschreibung gar nicht zu versuchen.

(Fortsetzung folgt.)